

Die unmittelbare Reichsangehörigkeit

Von Dr. Volpert.

Oberregierungsrat im Reichsministerium des Innern.

NSR. Eine kleine Verordnung mit nur fünf Paragraphen, äußerlich unscheinbar, bescheiden auf der dritten Seite des Reichsgesetzblattes verfaßt, hat mit einem Schlage die staatsrechtliche Stellung jedes Einzelnen in einem Sechsmillionenvolk geändert. Ein Merkmal auf dem geschichtlichen Wege, den unser Volk geht, ist diese „Verordnung über die deutsche Staatsangehörigkeit“; ein äußerlich einfacher Vorgang, der an die Stelle der Staatsangehörigkeit in den einzelnen Gliedstaaten des Reiches die unmittelbare Reichsangehörigkeit setzt.

Die Verordnung vom 5. Februar fußt auf dem entscheidenden Gelehe über den Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934, das mit Wirkung von demselben Tage die Staatshoheit der Länder auf die Reichsregierung übertrug. Dieses Ereignis von kaum zu überbietender geschichtlicher Tragweite bleibt aber zunächst nur bemerkbar in politischer Höhenlage. Seine Wirkungen auf den einzelnen Gebieten des Staatsrechts werden greifbar erst durch weitere Bestimmungen, die den inneren Gehalt des Grundgesetzes gleichsam verkörperlichen und damit für aller Augen sichtbar machen. Und unter diesen ausbauenden Bestimmungen wird dann natürlich eine Verordnung, die jeden Angehörigen des Reichsvolks unmittelbar betrifft und die ebenso unmittelbar verständlich ist, besonders volkstümlich sein. Die Reichseinheit ist nunmehr sichtbar für den einzelnen Volksgenossen durchgeführt.

Eine andere Frage, die in diesen Tagen häufig gestellt wird, ist die, was sich denn nun für jeden praktisch geändert habe, und wie die neue einheitliche Reichsangehörigkeit sich unmittelbar bemerkbar mache. Darauf läßt sich kaum etwas anderes antworten, als daß damit eben dem Gesicht innerer Zusammengehörigkeit und der schicksalhaften Verbundenheit aller deutschen Reichsangehörigen auch der gleichliche und staatsrechtliche Halt gegeben worden ist.

Um das zu erläutern, muß man das Wesen des Begriffes „Staatsangehörigkeit“ schlechthin erklären. Die Staatsangehörigkeit ist der Gegenpol zu dem Volk Staatshoheit. Jeder der beiden Begriffe ist durch den anderen bedingt, und die Staatsangehörigkeit ist nur die Erscheinungsform der Staatshoheit im einzelnen Menschen. Wie aber die Staatshoheit einen Inhalt erst bekommt durch bestimmte Hoheitsrechte, die je nach dem Grade der Souveränität der einzelnen Staaten härter oder schwächer sind, so ist auch die Staatsangehörigkeit des Einzelnen zunächst nur ein staatsrechtlicher Zustand, ein Status, der seinen Inhalt nicht aus sich selbst hat, sondern ihn aus anderen Rechtsquellen erhält, aus der Staatsverfassung wie aus zahlreichen weiteren Gesetzen. Ueber die Rechte und Pflichten, die der Staatsangehörige hat, sagt also eine Gesetzesbestimmung wie die Verordnung vom 5. Februar nichts aus, da sie an die Stelle der einen nur eine andere Staatsangehörigkeit gesetzt hat. Die Rechte und Pflichten des Reichsangehörigen sind also nicht geändert gegenüber denen des Landesangehörigen, da sie aus anderen Quellen fließen als aus der Verordnung vom 5. Februar.

Äußerlich bemerkbar werden wird der neue Zustand zunächst nur dort, wo in amtlichen Registern und Ausweisen ein Vermerk über die Staatsangehörigkeit nötig ist. In neuen Reisepässen wird als Staatsangehörigkeit vermerkt werden „Deutsches Reich“ und nicht mehr die Zugehörigkeit zu einem der sechzehn kleineren Vaterländer, die den ausländischen Behörden häufig eine Quelle des Mißverständnisses oder gar des Mißtrauens, den deutschen Auslandsreisenden aber ein Verorenis gewesen ist.

Eine Änderung tritt auch ein, wenn jemand jetzt die Reichsangehörigkeit erwirbt. Beseitigt ist der Zustand, daß man die Reichsangehörigkeit nur mittelbar erwarb als Folge davon, daß man die Staatsangehörigkeit in einem deutschen Gliedstaate erwarb. Ein Kind deutscher Eltern wurde wohl Deutscher, aber gleichsam nur als Zugabe dafür, daß es Preusse oder Hamburger, Bayer oder Anhalter geworden war. Wer aber die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben wollte, mußte sich durch ein deutsches Land einbürgern lassen und erhielt dann eine Urkunde darüber mit dem Zusatz, daß er damit auch noch Deutscher geworden sei. Die unmittelbare Reichsangehörigkeit, jetzt staatsrechtlicher Status aller deutschen Staatsangehörigen, war bisher eine Karikatur, die nur unter ganz besonderen Voraussetzungen hin und wieder entstehen konnte.

Die Aufhebung der Landesangehörigkeit, die eigentlich schon durch das Grundgesetz vom 30. Januar 1934 erfolgte, hatte eine Lücke hinterlassen, die durch einen Ertrag sofort ausgefüllt werden mußte. Da sie in Dutzenden von Gesetzen erwähnt wird als Vorbedingung, an die die Begründung von Zuständigkeiten einzelner Landesbehörden sowie die Entstehung von Rechten und Pflichten geknüpft war, mußte ein anderes Merkmal geschaffen werden, das die Lücke ausfüllte. Wenn jetzt die Behörden des Landes zuständig sind, in dessen Gebiet der Betreffende sich niedergelassen hat, so ist mit Einführung dieses einfach festzustellenden Umstandes an Stelle eines staatsrechtlichen Begriffes ein weiterer Fortschritt erzielt, denn die manchmal geradezu unfinnige Behördenarbeit wird erspart, die notwendig war, um bei jedem Eheschließenden, Adoptierenden und dergl. die Staatsangehörigkeit in einem oder gar mehreren Ländern festzustellen. Verschiedene bürokratische Zöpfe sind damit wieder auf den historischen Schuttbergen gewandert.

Die Verordnung über die deutsche Reichsangehörigkeit ist ein Schritt auf dem Wege zur Schaffung und Festigung eines einheitlichen Reiches. An den Rechten und Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Staat wird durch sie nichts geändert, auch nichts an den Aufgaben, die jeder auf seinem Platze erfüllen muß, bis das neue Reich nach innen und nach außen wahrhaft geschlossen und frei dastehen wird.

Die Winterhilfe der Auslandsdeutschen

Der große, gemeinschaftsbildende Gedanke des Winterhilfswerks hat auch die deutschen Volksteile erfasst, die außerhalb der deutschen Grenzen wohnen. Träger des Gedankens sind die jeweiligen völkischen und Kulturorganisationen der Deutschen.

In den Baltischen Ländern hat man eine deutsche Selbst-Beisteuerung erdacht. Wer sich zur deutschen Volksgemeinschaft bekennt, gibt freiwillig einen bestimmten Hunderttag seines Einkommens (1 Prozent) für die Unterstützung notleidender Volksgenossen.

In Polen sammeln die Deutschen unter dem Kennwort „Winterhilfe“ die Deutschen unter dem Kennwort „Winterhilfe“.

Sie haben die größte Not in Ost-Oberschlesien zu mildern.

In der Tschechoslowakei führt der Bund der Deutschen die Sammlung „Brüder in Not“ durch, um den Notstandsgebieten im Böhmerwald, Erzgebirge und Adlergebirge zu helfen, wo die deutschen Heimarbeiterfamilien schuklos dem Hunger preisgegeben sind.

In Rumänien sammeln verschiedene Organisationen unter dem Kennwort „Winterhilfe“.

In Südillawien sammelt der Deutsche Kulturverband unter dem Kennwort „Brüder in Not“.

In Nord- und Südamerika sammeln fast alle deutschen Vereine und Bünde für das reichsdeutsche Winterhilfswerk. Das gleiche gilt für alle deutschen Kolonien ausländischer Städte, in denen die Auslandsortgruppen der NSDAP, Träger der Winterhilfssammlung sind. Kamhafte Beträge sind so ins Reich geflossen. Zu ihnen gesellen sich die oft hohen Summen, die Einzelpersonen aus dem Ausland direkt ins Reich überweisen haben.

Im Reich selbst sammelt der Treuhänder der Auslandsdeutschen, der VDA, gleichfalls für das Winterhilfswerk. Sein erster Opfertag am 26. Januar war schon ein großer Erfolg. Der zweite Opfertag des VDA für das Winterhilfswerk findet Freitag, den 23. Februar statt. Auch an diesem Tage wird sich das deutsche Volk zur Pflicht des Opfers bekennen, die die Deutschen in aller Welt in selbstverständlicher Bereitschaft auf sich genommen haben.

Buntes Allerlei

Grüne Zahlen

es. — Im Jahre 1932 wurden im Deutschen Reich 42 202 Ehen geschichtlich geschlossen. Das ist die höchste seit dem Jahr 1922 im Deutschen Reich festgestellte Eheschließungsziffer. Die Ehescheidungsgründe sind für 41 995 Ehescheidungen gemeldet worden. Sie waren in 17 518 Fällen Ehebruch, in 33 284 Verletzung der ehelichen Pflichten, in 1091 bössliches Verlassen, in 680 Geisteskrankheit und in 22 Lebensnachsstellung. Die Ehescheidungen wegen Verletzung der ehelichen Pflichten hatten gegenüber 1931 um 3513 Fälle zugenommen und sich gegenüber 1913 mehr als verdreifacht. Die Ehescheidungen wegen Ehebruchs, die seit 1921 von Jahr zu Jahr abgenommen hatten, zeigten gegenüber 1931 ein Ansteigen um 1008 Fälle. Was die Scheidungsbürokratie anbelangt, so ist sie am größten nach einer Ehebauer von etwa 3-6 Jahren. In Preußen kamen auf 100 000 Einwohner 68,4 Scheidungen. Dabei betragen, um einige charakteristische Fälle herauszugreifen, die Zahlen für Baden 15,0, für Polen-Westpreußen 22,4, für Ostpreußen 23,5, für Stadt Berlin dagegen 201,5. Der unheimliche Einfluß großstädtischer Wirtschlosigkeit macht sich hier besonders deutlich geltend. Im gesamten Reich kamen auf 100 000 Einwohner 65,0 Scheidungen. Schaumburg-Lippe stand hier mit 18,4 Scheidungen am günstigsten. Unter 16 nichtpreussischen Ländern nahm Württemberg mit 36,8 Scheidungen den 5. Platz der Unheiligkeit nach ein. Einige Zahlen aus dem Ausland sollen das Bild abrunden: I. F. 1931 hatten auf 100 000 Einwohner England und Wales 9,4 Scheidungen, Schottland 11,7, Frankreich 50,7, Oesterreich 100,0, USA 148,0. Das günstige Bild für Großbritannien ist ausfallend zu hoffen, daß nach den Zahlen der ständigen Bevölkerung in erweiterten Deutschland die Auflösung von Pflicht und Treue in der Ehe alle Kreise des Volkes maßvoll erfassen wird.

Ein Deutscher sieht die Weltgeschichte

Das merkwürdige Leben

des Dr. Justus Erich Bollmann aus Hona

Von Fritz Ludwig Roth

— Schluß —

Der Wiener Kongreß

In den nächsten Jahren, die wieder der friedlichen Arbeit als Kaufmann und Gelehrter gewidmet waren, hatte sich in Europa ein Ereignis nach dem anderen abgespielt. Die französische Revolution war in die Herrschaft eines einzelnen gemündet. Aber auch Napoleons Herrschaft erreichte ihren Gipfel, auch diese Gestalt brach zusammen, und ganz Europa erblickte in der Wiederherstellung ehemaliger Zustände und eines allgemeinen Friedens die Gewähr einer guten Zukunft. Hierüber sollte auf dem Wiener Kongreß beraten werden.

Schon oft hatte sich Justus gewünscht, Europa wiederzusehen, zumal sein privates Leben nicht mehr sehr glücklich verlief, seit er kurz nach dem Ende der Burschen Verschwörung seine liebende Gattin verlor.

Da bot sich ihm Gelegenheit, als Beauftragter des bekannten Londoner Bankhauses Gebrüder Baring den Wiener Kongreß zu besuchen. Eingedenk der früheren Verwarnung nach dem Unternehmen von Olmütz, ließ er, älter und daher auch vorsichtiger geworden, bei dem österreichischen Gesandten in London vorher anfragen, ob ihm der Zutritt in Oesterreich wohl erlaubt sei. Die Anfrage wurde sehr gut aufgenommen, er dürfe ohne Scheu reisen, niemand werde ihn wegen der alten Geschichte beunruhigen.

Die nötigen Pässe wurden Justus ausgeliefert. Er segelte nach Europa ab. Beglückt setzte er in Bremen den Fuß wieder auf deutschen Boden! Die alte Heimat, die Wiege der Kindheit, empfing ihn. Der Vater, die Mutter waren in Hona schon lange gestorben. Mit den Brüdern aber hatte er stets in Verbindung gestanden. Einige von ihnen waren gleich Justus in die neue Welt übergehelt,

mit den anderen kam es in der Heimat zu einer herzlichen Begrüßung.

Die Eilpost führte ihn dann durch Deutschland in österreichisches Gebiet. Im Oktober 1814 traf Justus, ein reifer Mann von 45 Jahren, in dem glänzenden Wien ein. Hier fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger die ausgezeichnetste Beachtung. Er hatte der österreichischen Regierung mancherlei Anträge zu machen, teils im eigenen Namen, teils im Namen des Hauses Baring. Oesterreich bekam mit den adriatischen Häfen eine Anzahl Vinienschiffe zurück. In Jozia lag Quecksilber aufgehäuft, das seit Jahren nicht nach Amerika hatte verschifft werden können. Diese Warenbestände im Betrage sehr hoher Summen sollte er ankaufen. Auf der Donau wollte er nach den Plänen seines Freundes Juston die Dampfschiffahrt einführen. Der Finanzminister Graf von Stadion, an den Justus zugewiesen worden war, gewann bald Vertrauen zu seinen Fähigkeiten und flagte ihm über den schwierigen Kampf, den er ständig gegen das ewig schwankende Papiergeld führen müsse. Justus verfaßte darauf eine Denkschrift, worin er kurz und bündig in der einfachsten Darstellung die Hilfsmittel hiergegen angab. Der Kaiser von Metternich nahm den Verfasser persönlich mit großem Wohlgefallen auf und äußerte den Wunsch, Justus möge durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatische Anstellung in Wien erhalten.

Wirklich wurden diese Finanzpläne bei der Nationalbank in Wien als einzige Entwürfe befolgt. Er ist sonach als der eigentliche Gründer dieser neuen österreichischen Finanzen-Epoche zu betrachten. Aber auch hier, wie immer, arbeitete er ohne Eigennutz, ohne Lohn.

Den Staatsmännern der anderen Länder wurde Justus in Wien ebenfalls vorteilhaft bekannt. Der preussische Finanzminister Fretter von Bülow besprach mit ihm den Plan, die Elbe mit Dampfschiffen befahren zu lassen. Der russische Finanzminister, Graf Guriell, trat mit Justus über seinen Vorschlag, aus Platin Geld zu münzen, in Verbindung. Auch der hannoversche Staatsminister Graf von Münier zeichnete seinen Landsmann wiederholt aus und setzte großes Vertrauen in ihn.

Die Konferenz hinterließ bei Justus keinen überwältigenden Eindruck. Drei Monate, bevor Napoleon Elba verließ, bevor es wieder handeln, nicht mehr verhandeln hieß, tat Justus den geradezu prophetischen Ausspruch: „Eine gemeinsame Gefahr erweckte die Fürsten und die Länder und verband für einen Augenblick beide. Die Gefahr ist verschwunden, und die kleinen, erbärmlichen Leidenschaften sind wieder an der Tagesordnung. Will man, daß aus diesem Kongreß etwas Gutes kommt? Man lasse Napoleon geschwind von seiner Insel kommen, sich mit Murat vereinigen und gegen die Grenze marschieren. Es gibt gewiß kein anderes Mittel!“

Wie recht hatte Justus wieder einmal! Die Weltgeschichte folgte ihm aufs Haar!

60 000 Reitpferde waren in Wien, 20 000 Kutschen. Die Unkosten des Hofes allein für Wachlichter betragen alle 24 Stunden 3000 Gulden. Tag für Tag wurden 1000 Stück Kapane in den kaiserlichen Küchen verbraucht. Redouten, Bälle lösten sich ab. Die Briefe, die Justus in jenen Tagen an Freunde, an ihm nahestehende Menschen wie an den Schriftsteller Barnhagen von Ende schrieb, sind geschichtliche Dokumente. Mit klaren Augen wird der ewige Unstern Europas, der ewige Unstern Deutschlands erkannt. „Die Geschichte dieses Kongresses wird wieder beweisen, daß sich in Deutschland eigentlich nichts Gescheites zu Stande bringen läßt, solange die Nation so geteilt und zerstückelt ist, daß kein Gemeinschaftsgeist und kein vorwaltendes Interesse, ausgenommen auf einen Augenblick durch eine gemeinsame Gefahr veranlaßt, stattfinden kann.“ Seine Urteile über die Männer des Kongresses gehören zu den besten ihrer Zeit. Justus wollte aber kein Historiker sein, er erhob in seiner Bescheidenheit keinen Anspruch darauf. Hatte er es getan und sein Leben darauf aufgebaut, um seine Ergebnisse sorgfältig niederzuschreiben, wäre sein Name noch heute in aller Munde. Sobald er aber praktisch eingriff, handelte er so, wie man in Jahrzehnten erst hätte handeln müssen. So war und blieb die Tragik seines Lebens, zu früh und zu schnell zu sehen.

Fortsetzung umstehend

Für unsere Frauen

Die Kunst, verlobt zu sein

Von Elisabeth Mandercheidt

Von altersher heißt es: das erste Jahr einer Ehe ist das schwierigste, und sicherlich trifft das in unendlich vielen Fällen zu. Wer als unbeteiligter Beobachter dabei steht, kann nur verwundern: den Kopf schütteln, weil er gar nicht begreift, daß so viel Konfliktpunkte überhaupt möglich sind zwischen zwei Menschen die sich doch lieb haben und die auch von dem besten Willen befeuert sind, einer dem andern etwas zu liebe zu tun. Und der vernünftige Mensch fragt sich: wozu lassen wir der Ehe eine Brautzeit vorangehen, wenn sie nicht dazu dient, das gegenseitige Kennenlernen zu fördern?

Wie verbringen die Brautpaare ihre Verlobungszeit? Da liegt sehr oft ein entscheidender Fehler. Es genügt vielen Brauten, wenn sie mit ihrem Verlobten möglichst viel ausgehen, möglichst viel unternehmen können: Kinos, Tanzsäle, Konzerte, Theater, Gesellschaften, Ausflüge sind für viele der eigentliche Zweck der Verlobung. Es soll ja auch gar nichts dagegen gesagt werden, daß man in dieser schönen Zeit sich allerlei Genüsse und Freuden zu verschaffen sucht, man darf darüber nur den eigentlichen Zweck der Verlobung, die eine Prüfung sein soll, nicht vergessen.

Man soll es nicht verkümmern, über die beiderseitigen Anschauungen zu sprechen und zu sehen, ob sie in Einklang zu bringen sind. Ist man in den meisten Dingen verschiedener Meinung, so hat es wirklich keinen Sinn zu heiraten, denn man kann von der Ehe nicht erwarten, daß sie wie durch ein Wunder alle Gegensätze beseitigt, oft ist viel eher das Gegenteil der Fall, und die Meinungsverschiedenheiten verschärfen sich.

Ein schwieriger Konfliktpunkt in der Ehe ist die Geldfrage. Es ist den jungen Brautleuten anzuraten, sich über diese Frage gründlich auszusprechen. Schließlich ist die Ehe ja kein Spiel und kein Geschäft, sondern beruht zu einem großen Teil auch auf wirtschaftlichen Voraussetzungen. Es braucht der Braut durchaus nicht peinlich zu sein, etwa das Geldthema anzuschneiden, der Mann wird daran nur leben, daß sie mit beiden Füßen im Leben steht und sicherlich versuchen wird, die ihr zuallende Arbeit, die vorhandenen Mittel möglichst praktisch anzuwenden, gut auszuführen. Es ist zu empfehlen, einen genauen Haushaltsplan aufzustellen, damit auch finanziell nachher keine Enttäuschungen kommen. Eine Weisheit der in die Bräute gegebenen Ehen ist an den geldlichen Fragen geknüpft. Entweder laßt die Frau den Mann in geistig oder der Mann die Frau zu verwalten, oder umgekehrt. Hierüber soll man sich vorher Klarheit verschaffen. Wichtig ist auch die Zeitstellung, ob der Mann oder die Frau besser mit Geld umzugehen, besser zu rechnen versteht. Viele Männer sind, obwohl sie das Geld verdienen, sehr hilflos dem Gelde gegenüber, sie können es nicht aufbewahren nicht einteilen, — das gleiche trifft natürlich für Frauen zu. In solchen Fällen muß immer derjenige Teil die Verwaltung der Hauptkasse übernehmen, der sich zutraut, ein wirklich guter Haushalter zu sein. Die Frau bekommt, wenn der Mann die Hauptkasse hat, dann nur das berechnete Wirtschaftsgeld. In diesen Fällen wird aber die Frau alles Geld bekommen, das der Mann einnimmt, zu treuen Händen, während er für sich nur ein angemessenes Taschengeld zurückbehält.

Keine dieser Formen ist für den einen der Teile entwicklungsfördernd, sondern es ist nur eine praktische Anpassung an Gegebenheiten. Nicht jeder ist auf den gleichen Gebieten begabt, es kommt nur darauf an, ihn da einzusetzen, wo er das Vollenste oder doch das nahezu Vollenste leistet.

Wenn berufstätige Frauen, die bei der Eheschließung ihren Beruf aufgeben, es häufig als erniedrigend empfinden, von dem Mann Geld anzunehmen, so stehen sie auf einem ganz falschen Standpunkt. Die Ehe ist eine enge Schicksalsgemeinschaft, und wenn dem Mann die Arbeit zufällt, den Unterhalt der Familie zu verdienen, so übernimmt dafür die Frau die Aufgabe, das Verdiente möglichst gut

anzulegen, so daß der Mann Freude von seinem Gelde hat. Sie wird dadurch durchaus nicht zu einer Angestellten ihres Mannes erniedrigt.

Eine zweite wichtige Frage, über die sich ein Brautpaar oft und eingehend unterhalten sollte, ist, wie man zu Kindern steht. Gerade in diesem Punkte gehen die Absichten oft auseinander. Einen Mann, dem seine Ruhe lieber ist als ein Haus voll fröhlicher Kinder, sollte eine Frau lieber nicht wählen, wenn sie selber den Wunsch hat, eine glückliche, beglückende Mutter zu werden. Ebenso ist es umgekehrt.

Man soll sich vor der Hochzeit über Wesen und Einstellung desjenigen klar werden, mit dem man zusammen den Weg durchs Leben gehen will.

Dampfbad gegen Miteffer

Wie bekommt man eine reine Haut? — Auch Spazierengehen ist Hautvollege — Ausschlag in den Mundwinkeln

Eine der größten Schönheiten der Frau ist eine reine, klare Haut. Und dieses Haupterfordernis ist verhältnismäßig so leicht zu erlangen, daß man sich nur wundern kann, wenn man so viele Frauen mit schlechtem, acanem Teint sieht. Vernünftigerweise erblickt man heute das Heil nicht mehr in der nur äußerlichen Behandlung, sondern weiß, daß nur der Mensch eine klare Haut haben kann, dessen Stoffwechsel in Ordnung ist, wie denn überhaupt die Ernährung eine ausschlaggebende Rolle für die Gesundheit der Haut spielt. Immer wieder muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß fettreiche Nahrung und vor allem Schmalz nicht allseitig einwirkt, daß dagegen Obst gar nicht genug genossen werden kann. Auch regelmäßiger Genuß von Backobst wirkt sehr günstig. Selbst ein schlecht funktionierender Stoffwechsel wird durch eine Kosmetik in die Reihe gebracht, wenigstens sind es nur sehr hartnäckige Fälle, die einer anderen Behandlung bedürfen und hier soll man tatsächlich alles tun, um sich von Grund aus gesund zu machen.

Natürlich darf man die äußerliche Gesichtspflege auch nicht vernachlässigen, besonders wenn man in staubigen Räumen arbeitet. Der Staub reizt sich nur allzu rasch in die Haut ein und übt reizende Wirkungen aus. Je gründlicher man die Haut vom Staub befreit um so mehr Freude wird man an ihr haben. Schnelles Abwischen der Gesichtshaut hat sehr oft seinen Grund in dieser unbewußten Unsauberkeit. Man kann einmal eine Probe machen. Reibt man mit einem Wattebausch, den man mit Gesichtswasser befeuchtet hat, das Gesicht ab, so wird man erschrecken sein, wie viel Schmutz noch an der Haut haftet, obwohl man sie gründlich geäubert zu haben meinte.

Bilden sich Miteffer in der Haut, so soll man sich niemals zu der Unvorsichtigkeit verleiten lassen, sie etwa mit dem Nagel herauszuziehen, denn sehr oft bildet sich eine häßliche rote Stelle, die lange nicht verschwindet, wenn sie überhaupt jemals wieder verwächst. Man kann sich also durch einen einzigen Handgriff verunzieren! Viel richtiger ist es, ein Dampfbad zu nehmen. Man kann dieses Dampfbad ganz zu selber machen, indem man einen Topf mit heißem Wasser füllt, den Kopf darüber hält und ein Tuch über Kopf und Topf zieht, so daß der Dampf eingelangt wird. Der Dampf darf aber nicht so heiß sein, daß er brennt, denn sonst entstehen häßliche Rötungen, die keine Verschönerung bedeuten. Man muß fünf bis zehn Minuten im Dampf bleiben, bis der Schweiß hervortritt, hierauf trocknet man das Gesicht vorsichtig mit einem Wattebausch oder einem weichen Frottiertuch ab. Meist sind die Miteffer nach einer solchen Behandlung verschwunden; sollte das nicht der Fall sein, so muß man das Dampfbad nach einigen Tagen nochmals wiederholen. Nach dem Dampfbad muß das Gesicht gut mit kaltem Wasser abgepült werden. Hierauf taucht man einen Wattebausch in ein Gesichtswasser und reibt die Haut vorsichtig damit ab. Nach dieser Abreibung wird das Gesicht mit einer nicht zu fetten Creme eingerieben, die man mit den Fingerspitzen einträgt. Dieses Dampfbad nimmt man am besten unmittelbar vor dem Schlafengehen, denn es ist nicht anzuraten, kurz danach ins Freie oder in einen kalten Raum zu gehen. Eigentlich soll man ein Dampfbad nicht öfter als einmal in der Woche nehmen.

Im übrigen soll man sich so viel wie möglich in frischer Luft

bewegen. Der mindestens zweistündige Spaziergang täglich ist der beste und billigste Hautverbesserer, den man sich wünschen kann.

Biswellen bildet sich an den Mundwinkeln ein häßlicher Ausschlag, der immer ein Zeichen mangelhafter Verdauung ist. Gegen diesen hilft ein einfaches Mittel. Man braucht die Stellen nämlich nur, sobald sie sich bilden, ein paar mal täglich mit Kampferspiritus zu befeuchten, worauf die unangenehme Erscheinung gar nicht zur Entwicklung kommt.

Die Saarländerinnen

Nirgends in deutschen Ländern empfindet man den Gegensatz zwischen Stadtfrau und Landfrau mehr als im Saargebiet. In den Städten begegnet man den heiteren Menschen, die die rheinische Fröhlichkeit an sich haben, jene Lustigkeit, die fast sprichwörtlich geworden ist. Das „rheinische Mädchen beim fröhlichen Wein“ erscheint uns manchmal wie eine Sage, die wir automatisch fast nachsprechen. Die Frauen in der Stadt sind hübsch und lebensfroh, sie sind recht weintrautig und singen des Abends auf den Straßen und Plätzen.

Ganz anders dagegen die Bäuerinnen im Saarland. Man muß sie einmal auf den alten Gehöften besucht haben, in den Bauernhäusern aus alter Zeit, in denen Tradition und Erinnerung herrscht und gepflegt wird. In der Bewirtschaftung des Bodens herrschten kleinbürgerliche Verhältnisse seit altersher vor, im bekannten Köllertal, der „Kornkammer der Grafschaft Saarbrücken“ steht man die ungeheuren Waldbestände des Landes, ist doch fast ein Drittel des Bodens von Wald bedeckt, dessen Verwertung im Bergbau und in zahlreichen Industrien wichtig wurde. Wie nett klingt eine Bezeichnung wie „Holländerholz“, eine vielbegehrte Handelsware im Saargebiet!

Wie die uralten Bauerngeschlechter, die seit Jahrhunderten das Land besiedeln, fest an der Scholle und am ererbten Besitz festhalten, so pflegen auch die Bäuerinnen das alte Gut in den Häusern. Und hier macht man die Beobachtung, daß die Frauen geradezu Kunststammleerinnen sind. Seit Urzeiten ruhen in kostbaren Truhen und Schränken Schätze aller Art: Spitzen und Stickereien, kleine Kunstwerke wie Türschlösser von hohen Eilentüren, altes Kirchengut, darunter vor allem die rühmlichst bekannten Zinnhaken, die als Taufbeden dienen. Wenn ein reisefreudiger Sammler in das Saargebiet kommt, gelingt es ihm fast nie, etwas Altertümliches zu kaufen, denn die Bauernfrauen rufen nur in seltensten Fällen mit allem Sehenswerten heraus. Sie sind Hüterinnen und Wächterinnen des auf ihrer Erde gewordenen Gutes.

Während die Städterinnen ihren melodischen Dialekt sprechen, wie er in der Rheingegend üblich ist, hört man auf dem Lande noch heute jene mittelhochdeutsche Sprache, die sonst kaum mehr anzutreffen ist. Die Holzwanne nennen die saarländischen Hausfrauen die „brensel“ und die Saug-Stall nennt man „Barisch“. Die Frauen in den interessantesten Volkstrachten rufen die Großmutter „got“ und den Onkel „pat“. Sie lachen über die Fremden, die sie lit, Leute, nennen und heißen das Eisen, einen ihrer Bodenschätze, das Eisen.

Deutsche Frauen an der Saar! Ein Frauentyp, den die heimatische Landschaft geprägt hat, wie der deutsche Boden auf dem engsten Raume alle Formen des Erblebens vom Hochgebirge bis zur Tiefebene dem Auge darbietet.

D. K. 116.

Humor und Lachen

Eine gute Lösung. „Minna, Sie haben diesen Monat schon für 25 Mark Gehalt zerschlagen, für mehr Geld, als Sie Lohn haben.“ — „Dann muß ich um mehr Lohn bitten.“

Unter Beweis gestellt. „Du liebst mich nicht mehr, Fred.“ — „Aber, wie kommt du denn nur darauf, Darling, natürlich liebe ich dich.“ — „Das ist nicht wahr. Kein Mann kann eine Frau lieben, die so unmoderne Kleider trägt wie ich.“

bauend eine neue Heimstätte, jetzt eine endgültige, gründen wollte und wohl auch konnte. Seine beiden Töchter waren in London geblieben und fedelten später nach Nordamerika über.

Klarheit war die Lösung dieses unstillen, revolutionären Deutschen. Nie ließ er sich von den Schlagworten des Tages blenden. So fand er, der eine große Epoche denkend und lebend miterlebte hatte, nicht in rousseauschen oder gar in jakobinischen Utopien seine Befriedigung, sondern er erkannte stets — damit der größten Zahl seiner Zeitgenossen weit voraus — daß die ruhige, stetige Entwicklung der Welt und Europas die einzig richtige Voraussetzung für den gesunden Fortschritt aller Völker der Erde sei. Diese stetige Entwicklung sei aber nur dann gewährleistet, wenn der Wert eines jeden einzelnen Staates, eines jeden Landes wahrhaft durch seine inneren Kräfte, durch die zu r h e i m a t, Befähigung auf die Eigenarten der Länder, der Landschaften und Menschen in ihnen.

— Ende —

Buntes Allerlei

Das Goldstück in der Baumrinde

Eine interessante Anekdote erlebten Waldarbeiter aus Kehlshaus, die den Kautschuk hatten, die Krone einer alten Linde zu beibringen. Der Baum ist bereits über 400 Jahre alt. Als man einen dicken Ast abgeägt hatte und die Rinde abhäutete, entdeckte man eine alte Goldmünze, die buchstäblich in die Rinde hineingewachsen war. Die Arbeiter brachten ihren Fund zur Anzeige. Es handelt sich um ein 15-Kreuzerstück aus dem Jahre 1691. Die Münze trägt auf der einen Seite das Wappen des Erzherzogs sowie den Kopf des heiligen Hubertus, auf der anderen Seite läßt sich das Bildnis des kaiserlichen Erzbischofs erkennen, der zu jener Zeit regierte.

Humor

Den ganzen Abend trank. „Die Flasche ist ja leer, du sagst doch, du hättest den Kognak mitgebracht, falls mal einer krank wird.“ — „Ich war gestern den ganzen Abend krank.“

A.: „Mein Herr, Sie sagten eben Idiot, meinen Sie das mich?“

B.: „Ja wo — es gibt doch auch noch andere.“

Er schrieb über die Gestalten des Wiener Kongresses. Eine der Hauptfiguren auf der Bühne hier ist der Fürst Metternich. Ich hatte Gelegenheit, sein Aeußeres einen ganzen Abend ruhig zu studieren, und auch sein Inneres ist mir durch Freundschaft und Feinde genau bekannt geworden. Er ist ein schöner Mann, voll Anstand und Würde. Er besitzt im höchsten Grade das, was die Franzosen „conduite“ nennen. Er fühlt auch immer richtig die Konvention, das Schickliche für jeden Augenblick.

Von den gekrönten Häuptern ist Alexander von Rußland der besonderste. Er ist ein schöner Mann, er spricht deutsch, befaßt sich mit allem, ohne regelmäßig viel zu arbeiten, ohne selbst viel zu können. Er ist gewaltig eitel, folglich auch eher kleinlich als groß. In seinem Wesen mehr zur List geneigt, als zum Geraden, Offenen. Für's wirklich Edle hat er wenig Sinn. Er ist ein Fürst der besseren Art, mit dem gewaltigen Peter auf dem russischen Thron verglichen aber äußerst klein.

Der Kaiser von Oesterreich ist zwar gewiß besser unterrichtet als sein russischer Kollege. Er hat mehr gesunde Vernunft und reifere Ansichten. Er ist streng und gewissenhaft, wiewohl ihn die Not der Zeit aus diesem Gange manchmal herausgedrängt haben mag.

Ruß zu den Preußen! Der König von Preußen ist gerade, ehrlicher, vernünftiger und besser. Er besitzt mehr Würde als Alexander. Wenn er spricht, so geraten Stirn und Augenbrauen in konvulsive Bewegung. Er hat mehr Herz, als Fürsten gewöhnlich zukommt. Er ist arbeitsam. Er verlor eine Königin, die er liebte. Man sieht ihm an, daß er Schmerz kennt.

Der Fürst von Hardenberg ist ein vortrefflicher Mensch, er sagt den Umstehenden oft hübsche Dinge, sagt sie gut und sagt sie gern. Er ist lebenswürdig, leicht, wohlmeinend und gut. An Geist jedoch ist ihm Humboldt überlegen. Dieser ist wirklich ein Kopf der ersten Gattung, der gewaltig viel umfaßt, viel weiß, viel durchsieht. Er ist eine lebende Quelle, aus der immer Geist und Weisheit sprudelt, aus der man immer schöpft, ohne sich zu ermüden. Der Kopf des Reichsfürstentums von Stein ist dem Besten der Genannten kaum untergeordnet.

net. An Energie, an Arbeitsamkeit, an animalischem Feuer, an Willenskraft übertrifft er alle!

Abflug

Im Juni 1815 war Justus wieder in London. Neue Pläne sollten sich verwirklichen. Vorher hatte er erlebt, wie am 20. Mai auf der Weser das erste Dampf[schiff] gefahren war. Schauerlich wäre dieses so früh zur Lande geworden, wenn nicht der Bremer Bürgermeister Smidt, den man im allgemeinen als Vater dieses Unternehmens ansieht, von Justus sämtliche Unterlagen erhalten und wenn Justus ihn nicht schon von Wien aus hierzu wiederholt aufgefordert hätte.

Zwanzig Jahre lang war Justus in der Welt umhergewandert. Er wäre kein Deutscher gewesen, wenn er die Heimat je vergessen hätte. Nun sollte auch auf dem Fluß seiner Jugend, auf der Weser diese Erfindung schwimmen, die ein neues Zeitalter anzeigte.

Aber wieder zog es ihn jetzt hinaus. Was man ihm in Wien angeboten hatte, war abgeklagen worden. Wieder zog er hinaus als Pionier der Wirtschaft, der Kultur, des deutschen Geistes!

Aber in fernem Landen sollte sich doch sein Geschick vollenden. Am 12. Februar 1822 las man im „Hamburger Correspondenten“ diese Anzeige:

„Wir erfüllen die traurige Pflicht, das am 10. Dezember v. J. zu Kingston in Jamaica erfolgte Ableben unseres theueren Vaters, des

Dr. med. Justus Erich Bollmann, Verwandten und Freunden desselben hierdurch anzuzeigen.

London, den 12. Februar 1822.

Caroline Bollmann, Elisabeth Bollmann.“

Fern vom Lande seiner Geburt, aber auch fern seiner zweiten Heimat, hatte ein tödliches Fieber den kräftigen Mann in dem Augenblick dahingerafft, als er endlich das Glück an sich gefesselt zu haben wähnte. Den unermüdlichen Kämpfer konnte nur ein jäher Tod um die Erfüllung seiner letzten Hoffnungen bringen. Wichtige Geschäfte hatten ihn nach Jamaica geführt, wo er sich auf-

